

Auszug aus dem Buch: „ 4.1 Die Geschichte“, Heidelberg 2014

ISBN 978-3-944816-05-0

ISBN 978-3-944816-56-2 (E-Book)

Deutschland vor und im 30-jährigen Krieg

Schauen wir, was Zeitgenossen berichten. Zwei Reiseberichte habe ich dazu gefunden, den einen aus den Jahren 1580 und 1581, den anderen von 1636. Der französische Adelige Michel de Montaigne reiste vor dem 30-jährigen Krieg durch ein schönes und aufgeräumtes Oberdeutschland¹ nach Italien.² Der englische Lord und Earl Thomas Howard kam als Gesandter des englischen Königs 1636, mitten im großen Krieg, in unser Land. „Blutiger Sommer – Eine Deutschlandreise im Dreißigjährigen Krieg“ von William Crowne heißt die Übersetzung.³ Wir wollen also zu den geschichtlichen Quellen vorstoßen. Das ist eine ureigene Aufgabe historischer Arbeit.

Das Reisetagebuch von Michel de Montaigne (1580/81)

Montaigne (1532 – 1592) ist nicht irgendwer. Er ist der Urenkel eines reichen Kaufmanns aus Bordeaux. Dieser hatte 1477 das Schloss Montaigne samt der dazu gehörenden Grundherrschaft gekauft. Der Vater bekleidete hohe Ämter in Bordeaux und wurde schließlich Bürgermeister der Stadt. Die Familie war also aus dem Besitz- und Beamtenbürgertum in den dortigen Adel aufgestiegen.

Montaigne hatte eine auffallende Vorliebe für die kleinen Leute, für Handwerker und Händler. Das kommt an vielen Stellen seines Reiseberichts zum Ausdruck. Diese Hochachtung für das damals sogenannte „niedere Volk“ hat ihn von klein auf geprägt. Er selbst sagt es so: „Der gute Vater, den Gott mir schenkte..., gab mich von der Wiege an in ein armes Dorf zur Pflege, das zu seinen Besitzungen gehörte, und er beließ mich dort, solange ich gestillt wurde, ja noch länger, um mich an die einfachste und niedrigste Lebensweise zu gewöhnen... [und] mich mit dem Volk, mich mit dieser Schicht von Menschen vertraut zu machen, die unserer Hilfe bedarf

¹ Oberdeutschland hieß früher der deutschsprachige Südteil der „Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation“. Erhalten hat sich der Ausdruck in: „oberdeutsche Mundarten“ (südliches Fränkisch, Schwäbisch-Alemannisch, Bairisch-Österreichisch), „oberdeutsche Schreib- und Druckersprachen“. Das Gegenteil ist nieder- oder plattdeutsch, vgl. Niederdeutsche Tiefebene oder die Niederlande.

² Michel de Montaigne, Tagebuch der Reise nach Italien über die Schweiz und Deutschland von 1580 bis 1581, übersetzt, herausgegeben und mit einem Essay versehen von Hans Stilett, Darmstadt 2004

³ William Crowne, „Blutiger Sommer – Eine Deutschlandreise im Dreißigjährigen Krieg“, hg., übersetzt und kommentiert Alexander Ritter und Rüdiger Keil, Darmstadt 2012; ursprünglich: William Crowne, Die Reisen des Thomas Lord Howard, London 1637

... Das war auch der Grund, warum er mich von Leuten des niedrigsten Standes aus der Taufe heben ließ.“ Montaigne liebte diese Menschen, und sie liebten ihn.⁴

Als junger Mann studierte Montaigne Recht und wurde Richter im Parlament von Bordeaux.⁵ Daneben beschäftigte ihn die Religionsfrage. Der Südwesten Frankreichs war eine Hochburg der Hugenotten [französische Protestanten gemäß der Lehre Calvins]. Montaigne stand lange Zeit zwischen hugenottischem und katholischem Glauben. So wurde er Humanist, der lebenslang mit seinem, schließlich katholischen Bekenntnis gerungen hat. Er blieb ein freier Denker und kritischer Geist.

Mit 38 Jahren (1571) zog er sich auf sein Schloss Montaigne und damit ins Privatleben zurück. Im Schlossturm richtete er sich eine schöne, gut ausgestattete Bibliothek mit Arbeitszimmer ein. In dieser Zeit reiste er als Privatmann mit anderen, meist jungen Edelleuten 1580/81 über die nördliche Schweiz und das südliche Deutsche Reich nach Italien. Das dabei geführte Tagebuch wurde zu einem Drittel von seinem Sekretär und zu zwei Dritteln von ihm selbst verfasst.

Nach seiner Reise wurde er 1581 – 1585 Bürgermeister von Bordeaux (zwei Amtszeiten von je zwei Jahren). Die Lage war schwierig. Er empfand das Amt als Pflicht und nahm es erst nach ausdrücklicher königlicher Aufforderung an. Denn der stark von den Hugenotten geprägte Südwesten Frankreichs stand vor dem achten, letzten und längsten Hugenottenkrieg (1585-1589).⁶ Montaigne war um einen Ausgleich bemüht, der nicht gelang.

Berühmt wurde Montaigne in Frankreich und ganz Europa durch seine Essays.⁷ Nicht die Tätigkeit als Richter oder Politiker, sondern seine Arbeiten als Privatmann haben ihm bis heute Anerkennung und Nachruhm gebracht. Schauen wir, was er auf seiner Reise sah und uns berichtet. Goethe hat das Reisetagebuch gelesen und schrieb dazu: „Alles, was einer solchen Feder entfließt, alles, was ein solcher Mensch erkundet, gewinnt für die Zukunft Bedeutung. So habe ich gerade mit großem Interesse die Reisebeschreibungen Montaignes gelesen: Sie bereiten mir an manchen Stellen noch mehr Vergnügen als selbst seine Essais.“⁸

⁴ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 410 (Nachwort des Herausgebers Hans Stilett)

⁵ Parlamente waren ständische Gerichte, die dann auch zu ständischen Provinzvertretungen aufstiegen. Es gibt Ähnlichkeiten mit unseren landständischen Vertretungen. Doch die Stellung des französischen Königs und der Pariser Zentrale war viel stärker. Schaut euch den Unterschied der Entwicklung in Frankreich und Deutschland stets an. Das ist immer aufschlussreich.

⁶ Hugenottenkriege (1562 – 1598). Das Edikt von Nantes 1598 gewährte die Religionsfreiheit und beendete diese Kriege. Doch Ludwig XIV., der Sonnenkönig, widerrief 1685 mit dem Edikt von Fontainebleau das Edikt von Nantes. Es kam eine Fluchtwelle der Hugenotten u.a. nach Preußen.

⁷ Essay (franz.) = Versuch. Es ist eine geistreiche Abhandlung, in der die wissenschaftliche, kulturelle oder gesellschaftliche Wirklichkeit betrachtet wird. Im Mittelpunkt steht die persönliche Auseinandersetzung mit dem jeweiligen Thema. Strenge Wissenschaftlichkeit kann vernachlässigt werden. Montaigne hat diese Literaturgattung entwickelt und ihr den Namen gegeben. vgl. z.B. wikipedia.org/wiki/Essay

⁸ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 16 (Vorwort)

Montaigne schaute sich immer an, wie die „einfachen Leute“ behandelt wurden. So berichtete er von Basel: „Das Dienstpersonal isst mit der Herrschaft zusammen, entweder am selben Tisch oder daneben.“⁹ Und in Lindau war es nicht anders: „Man lädt hier sogar die Bediensteten für zwei bis drei Stunden an die Tafel zum Mittrinken ein.“¹⁰ Und in Konstanz hat er festgestellt: „Die Bauern geben ihrem Gesinde zum Frühstück ganz flache, mit Fenchel gewürzte Brotfladen, darauf eine Schicht fein gehackter Speck und Knoblauchzehen.“¹¹

Genau schaute der Franzosen sich auch die Frauenspersonen an: „Die übliche Frauenbekleidung scheint mir ebenso adrett wie die unsre. Das gilt auch für die Kopfbedeckung: eine Kokardenhaube. Rundum mit Seitenquasten oder Pelzbesatz reich verziert, ist sie hinten umgeschlagen und hat vorn einen kleinen Schirm. ... Standesunterschiede sind an der Kleidung der Frauen kaum bemerkbar. ... Im Allgemeinen sind die Frauen schön, groß und von heller Haut [Basel]“.¹²

Erinnern wir uns daran, dass Montaigne und seine Reisegesellschaft Oberdeutschland im reichen und glücklichen Jahrhundert vor dem Dreißigjährigen Krieg besuchten. Da fallen ihnen vor allem die Sauberkeit, die schmucken Dörfer und die blühenden Städte auf: „Die Häuser und Kirchen der Stadt [Landsberg am Lech] werden oft neu bemalt, was ihnen ein geradezu blühendes Aussehen gibt; und fast alle, die wir zu Gesicht bekamen, waren erst vor drei, vier Jahren renoviert worden (was wir aus den Daten ersahen, die man dort stets anzubringen pflegt) – als hätte man dies im Hinblick auf unsere Durchreise eigens uns zuliebe getan!“¹³

„So gelangten wir schließlich nach Augsburg, 4 Meilen. Sie gilt als die schönste Stadt Deutschlands (wie Straßburg als die am stärksten befestigte). Bei unserer Ankunft fiel uns als erstes auf, dass man hier einen ungewöhnlichen Wert auf Reinlichkeit legt, denn wir konnten die Stufen der Wendeltreppe zu unseren Zimmern nur über die Stoffmatten beschreiten, mit denen sie abgedeckt waren, damit sie nicht beschmutzt würden – hatte man sie doch eben erst (wie alle Samstage) gewaschen und blankgescheuert! Auch haben wir in den Gasthäusern niemals Spinnweben oder in irgendwelchen Schmutz bemerkt. ... Dass die Fensterscheiben vor Sauberkeit glänzen, liegt daran, dass die Rahmen nicht wie bei uns fest eingebaut sind, sondern sich nach Belieben öffnen und schließen lassen, was das Putzen erleichtert – und geputzt werden sie unglaublich oft. ... Generell sind hier die Häuser schöner, größer und höher als in irgendeiner französischen Stadt, die Straßen wesentlich breiter

⁹ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 41

¹⁰ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 64

¹¹ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 60

¹² Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 49 f

¹³ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 73

[Augsburg].¹⁴ In München heißt es: „Alles aber sehr sauber. Die Fußböden bohnt man mit gekochter Sägemehlwichse.“¹⁵

Auch gegessen wird gut und reichlich: „Weil die einzelnen Gänge so lang sind, dauern die einfachsten Mahlzeiten drei bis vier Stunden – und auch weil man hier weit weniger hastig isst als bei uns, was zudem der Gesundheit dient.“¹⁶ An Lebensmitteln herrscht ein großer Überfluss, namentlich an Fisch und Fleisch. Die Esstische können die Fülle kaum fassen, zumindest war das bei unserm so. Freitags wurde niemandem Fisch serviert – sie sagen, es würde ihnen an diesem Tag nicht schmecken. Die Teuerung ist ähnlich groß wie in der Pariser Gegend. Die Pferde erhalten gewöhnlich mehr Hafer, als sie fressen können. [Basel]¹⁷

Selbst kleinere Städte oder größere Dörfer haben es den Reisenden angetan: „Zum Abendessen erreichen wir „Thann [in Elsässer Vogesen¹⁸], 4 Meilen. Erste deutsche Stadt, sehr schön, dem Kaiser Untertan. Am nächsten Morgen kamen wir in eine reizvolle und große Ebene mit den prächtigsten und gepflegtesten Reben derart weithin, dass die Gascogner in unserer Gesellschaft ausriefen, noch nie so viele auf einmal gesehen zu haben.“¹⁹ „Überhaupt sah der Herr de Montaigne mit unendlicher Freude das freiheitlich geordnete, gute Zusammenleben der Menschen dieses Landes. Zum Beispiel kam sein Wirt, der Besitzer des Gasthofs *Zur Traube*, von einer Sitzung des Stadtrats zurück (wo er präsiert hatte), um seine Gäste an der Tafel zu bedienen [Mühlhausen im Elsass, damals zum Schweizer Kanton Basel gehörig].“²⁰ Von Kempten im Allgäu heißt es: „Eine Stadt in der Größe von Sainte-Foy sehr schön, reich an Bevölkerung und ansehnlichen Gasthöfen.“²¹ „Mittenwald: Kleines, dem Herzog von Bayern gehörendes Dorf, recht hübsch längst der Isar gelegen. Zum ersten Mal in Deutschland reichte man uns hier Kastanien; sie waren völlig roh. Im Hotel befindet sich eine Badestube, in der die Gäste für anderthalb Batzen ein Schwitzbad zu nehmen pflegen. Ich tat das ebenfalls, während die Herren zu Abend speisten. Viele Deutsche ließen sich hier mittels Schröpfköpfen zur Ader.“²²

Oft wird heute von völlig unzureichender Hygiene und Badekultur in früheren Zeiten berichtet. Montaigne weiß es besser: „Es gibt dort zwei bis drei öffentliche Bäder, die nicht überdacht sind. Sie werden nur von den armen Leuten benutzt. Die anderen, wesentlich zahlreicheren liegen innerhalb der Häuser. ... Alle Zimmer haben ihr eigenes Bad direkt neben an. ... Man hält sich dort [Baden im Aargau] gewöhnlich

¹⁴ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 74

¹⁵ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 87

¹⁶ Heute ist es genau umgekehrt, wie jeder Frankreichbesucher weiß.

¹⁷ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 43

¹⁸ Noch in meiner Jugend verlief über den Hauptkamm der Vogesen die deutsch-französische Sprachgrenze.

¹⁹ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 35f.

²⁰ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 35 f.

²¹ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 66

²² Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 88

fünf bis sechs Wochen auf, fast den ganzen Sommer über sind die Bäder besucht. Kaum ein anderes Volk bedient sich ihrer in derartigen Massen wie das deutsche. Man benutzt sie seit uralten Zeiten – schon Tacitus erwähnt sie.“²³

Eine weitere Annehmlichkeit, die der Reisebericht immer wieder erwähnt, sind die überall in Oberdeutschland anzutreffenden Kachelöfen: „Wir gaben uns von Anfang an dem Genuss der von Kachelöfen erzeugten Wärme in den Sälen hin – jedenfalls war keiner unter uns, den sie gestört hätte. Beim Eintreten schlägt einem zwar ein etwas dumpfer Geruch entgegen, doch hernach empfindet man die Wärme als angenehm gleichmäßig und mild. Der Herr de Montaigne hat sich zum Schlafen in einen solchen Saal zurückgezogen und äußerte sich sehr lobend, vor allem darüber, dass man die ganze Nacht eine wohltuende laue Luft einatme. Zumindest verbrennt man sich in diesen Räumen nicht das Gesicht oder die Stiefel, auch bleibt einem der Rauch der französischen Kamine erspart. Während wir beim Betreten der Wohnung warme und gefütterte Hauskleidung anlegen, ziehen sich die Schweizer daher bis aufs Wams aus und nehmen die Kopfbedeckung ab – und kleiden sich erst dann wieder warm, wenn sie ins Freie gehen.“²⁴

In Südtirol fällt den Reisenden trotz der gebirgigen, oft wilden und zerklüfteten Landschaft etwas auf, das noch heute die Besucher erfreut: „Dennoch ist die Gegend so volkreich, dass selbst Berge, die wir oberhalb der uns nächsten erblickten, kultiviert und bewohnt waren – ja, man sagte uns, noch weiter darüber lägen schöne große Ebenen, die den Städten im Unterland das Getreide lieferten; die Bauern seien daher sehr reich und hätten ansehnliche Höfe.“²⁵ So ist Südtirol immer noch. Bis dorthin ist der Dreißigjährige Krieg nicht gekommen. Das merken wir noch heute. Es gibt unzählige Burgen, fast die Hälfte davon ist unzerstört. (Hoffen wir, dass ihre derzeitige Bauwut und Neuerungssucht bald wieder abklingen.)

Doch von Bozen meint der Sekretär des Herrn de Montaigne: „Wir passierten wiederum den Fluss über eine Holzbrücke und erreichten am frühen Nachmittag Bozen, 4 Meilen. Stadt von der Größe Libournes, am erwähnten Fluss gelegen, im Vergleich mit den anderen deutschen Städten wenig einnehmend – so dass der Herr de Montaigne hier ausrief, unverkennbar beginne man Deutschland zu verlassen ... Aus Bozen schrieb der Herr de Montaigne folgendes an Francois Hotman, dem er seinerzeit in Basel begegnet war: Der Besuch in Deutschland habe ihm derart gefallen, dass er es mit großem Bedauern verlasse, obwohl doch Italien das Ziel seiner Reise sei.“ Und zur Ehrenrettung Bozens heißt es zwei Sätze weiter: „In allem übrigen sehe er nur Annehmlichkeit und Höflichkeit, besonders aber schienen ihm Recht und Sicherheit zu herrschen [in Bozen].“²⁶

²³ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 45 f

²⁴ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 51

²⁵ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 100

²⁶ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 101

Von Rovereto, der letzten größeren Stadt im alten Welschtirol (Trentino), heißt es: „Die Stadt gehört dem Erzherzog. Im Gasthof trafen wir nun wieder auf das von daheim Gewohnte, so dass wir nicht nur der Sauberkeit der deutschen Zimmer und Einrichtungen samt Glasscheiben nachtrauerten, sondern auch den Kachelöfen, die der Herr de Montaigne weitaus behaglicher gefunden hat als unsere Kamine.“²⁷ Und bei Padua wird vermerkt: „Die dortigen Unterkünfte lassen sich, was die Betreuung der Gäste betrifft, in keiner Weise mit den deutschen vergleichen – sie nähern sich schon stark den französischen Zuständen. Dafür sind sie ein Drittel billiger.“²⁸ Auch die Dörfer im Trentino finden keinen Gefallen: „Kleines Dorf mit miserablen Gasthof, wie alle an dieser Straße bis Verona.“²⁹ – Was die Reisenden sonst über Italien und die Italiener berichten ist unterschiedlich. Es gibt viel Lob, es gibt deutlichen Tadel; lest es einmal selber.

Hier sind einige wenige Feststellungen zu Rom bemerkenswert. Sie machen verständlich, warum Luther und die Reformation nötig waren. Der Sekretär hält fest:

„Den Leuten, die ihm die Freiheit Roms mit der von Venedig gleichsetzen wollten widersprach der Herr de Montaigne im Wesentlichen mit folgenden Argumenten:

Selbst die Häuser sind hier so wenig sicher, dass denen, die etwas größere Beträge bei sich führen, zumindest geraten wird, ihre Geldbörse den Bankiers der Stadt zur Aufbewahrung anzuvertrauen, wenn sie ihr Gepäck nicht erbrochen vorfinden wollen, wie es schon vielen widerfahren ist.

Desgleichen: Wer nachts auf die Straße geht, kann sich kaum darauf verlassen, je zurückzukehren.

Desgleichen: Am ersten Tag dieses Monats Dezember wurde der Ordensgeneral der Franziskaner Knall und Fall seines Amtes enthoben und eingesperrt, weil er in einer Predigt, welcher der Papst und die Kardinäle beiwohnten, Müßiggang und Pomp der Prälaten in einem recht scharfen Ton angeprangert hatte – und dabei war er, allein die im Volk diesbezüglich umlaufenden Gemeinplätze wiederholend, auf keinerlei Einzelheiten eingegangen!

Desgleichen: Sein eigenes Gepäck war beim Betreten der Stadt auf zollpflichtige Waren überprüft und hierbei bis in die kleinsten Nebensächlichkeiten durchwühlt worden, während in den anderen Städten Italiens sich die Beamten damit begnügen, dass man ihnen die Sachen einfach vorzeigte. Zudem hat man ihm alle Bücher, die gefunden wurden, zur Überprüfung konfisziert. Diese aber zog sich derart lang hin, dass einer, der noch anderes zu tun hatte, sie verloren geben konnte. Dabei waren die angewandten Kriterien höchst kurios: Das *Horarium von Notre-Dame* galt als suspekt, weil es die *Pariser* Gebete und nicht die römischen enthielt; Argwohn erregten ebenso die Bücher deutscher Gelehrter gegen die Ketzer, weil sie, um diese zu bekämpfen, ihre Irrtümer beim Namen nannten.

Wie pries der Herr de Montaigne sein Glück, dass sich in seinem Gepäck kein einziges verbotenes Buch aus Deutschland befand...“³⁰

Montaigne selbst bemerkt später:

²⁷ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 105

²⁸ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S.133

²⁹ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 108

³⁰ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 145 f

„Sie [Geschichte eines Papstes] ist von einer Schändlichkeit, wie man sie sich größer nicht vorstellen kann. Ich weiß jedoch nicht, warum manche sich so aufregen, wenn das allgemein bekannte Laster dieses oder jenes Kirchenfürsten offen gebrandmarkt wird.“³¹

„Sobald man sich Rom nähert, sieht man fast ausschließlich kahles und unbebautes Land, sei es, weil die Natur keine Kultivierung zulässt, sei es, was ich wahrscheinlicher finde, weil diese Stadt kaum Menschen hat, die von ihrer Hände Arbeit leben. Gewiss traf ich unterwegs auch auf Weinpflanzungen und Obstgärten, aber die zahlreichen Trupps von Arbeitern darin waren Bauern aus Graubünden und Savoyen, die sich zur Zeit der Bestellung hier etwas zu verdienen suchten – das sei, wie sie mir erzählten, jedes Jahr ihr einziges Einkommen.

Dieses Rom ist ganz Hof und Adel: Jeder nimmt auf seine Weise am klerikalen Nichtstun teil.“³²

Dabei befinden wir uns bereits im Zeitalter der Gegenreformation. Die römischen Verhältnisse haben sich inzwischen sehr gebessert. Und Montaigne beurteilt den Papst milde,³³ obwohl dieser dafür sorgt, dass sein Sohn und „seine Verwandten vorankommen (doch ohne die geringste Beeinträchtigung der kirchlichen Rechte, die er niemals antastet.)“³⁴ Diese besseren Zeiten verdankte Rom den „deutschen Ketzern“ und der Reformation.

Der Sekretär rückt das große Lob seines Herrn über Deutschland etwas zurecht: „Natürlich floss in sein positives Urteil über dieses Land auch ein wenig die leidenschaftliche Verachtung seines eigenen ein, das ihm aus anderen Gründen zuwider und verhasst war. Doch unabhängig davon zog er die hiesigen Annehmlichkeiten der französischen Lebensweise entschieden vor, und er passte sich ihnen sogar so weit an, dass er den Wein ohne Wasser trank. Wenn es freilich darum ging, um die Wette zu trinken, wurde er lediglich aus Höflichkeit dazu eingeladen, denn man hatte gemerkt, dass er niemals mitmachte.

In Oberdeutschland lebt man freilich teurer als in Frankreich ...

Die Deutschen haben die gute Eigenschaft, vom ersten Wort an zu sagen, welchen Preis sie verlangen: Handeln hat da wenig Zweck. Sie sind zwar Prahlhänse, Choleriker und Trunkenbolde, aber, sagt der Herr de Montaigne, weder Betrüger noch Spitzbuben.“³⁵

Von den Schweizern heißt es: „Der Schweizer Volksstamm ist sehr umgänglich, vor allem wenn man sich den ortsüblichen Gebräuchen anpasst. Da der Herr de Montaigne wie überall in die jeweils andersartige Lebensweise voll und ganz eintauchen wollte, ließ er sich, wie beschwerlich ihm das gelegentlich auch wurde,

³¹ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 181 f

³² Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 178

³³ „Im Grund weist seine Lebensführung weder nach der einen noch der anderen Seite Besonderheiten auf. (Sie neigt aber eher dem Guten zu.)“ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 150

³⁴ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 150

³⁵ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 63 f

stets nach Landessitte bedienen. In der Schweiz, sagte er, habe er damit jedoch keinerlei Schwierigkeiten gehabt, es sei denn, dass er bei Tisch als Serviette nur ein Tuch von einem halben Fuß Länge benutzen konnte ... Zudem verwendet der Schweizer zu jedem Gericht ein Messer, und kaum greift er je mit den Fingern zu.“³⁶

Aus Italien wird erstmals von Armut berichtet: „An verschiedenen Stellen trifft man auf Mönche, welche die Passanten mit Weihwasser bespritzen und hierfür ein Almosen erwarten; auch viele Kinder erbetteln sich ein solches: gegen das Versprechen, dem Spender hierfür den hochgesteckten Rosenkranz mit all seinen zehn Paternoster herunterzubeten.“³⁷ Von Deutschland hören wir derartiges nicht. Hier herrschte offensichtlich so etwas wie Vollbeschäftigung, was auf die damalige Blüte des Handwerks zurückzuführen sein dürfte. Wir wollen uns nun diesem ganz wichtigen Teil des Lebens mit seiner „alte Kunst“ in Deutschland zuwenden. Auch hier beobachten die Reisenden und insbesondere der Herr de Montaigne gut und genau.

Beginnen wir mit einem Bericht über den Gartenbau in Augsburg:

„Und wir besichtigten auch den gut durchdachten Betrieb eines Gärtners, der in weiser Voraussicht der klirrenden Winterfröste in einem überdeckten Verschlag große Mengen von Artischocken und Kohlköpfen, Blattsalat und Spinat, Chicorée und anderem Gemüse aus frischer Ernte untergebracht und mit den Wurzeln in Erde eingeschlagen hatte, um sie so für zwei, drei Monate gut und frisch zu erhalten; in der Tat waren an die hundert Artischocken, obwohl er sie schon vor mehr als sechs Wochen geerntet hatte, noch kein bisschen verwelkt. Auch sahen wir ein Gerät, das aus einem gekrümmten und an beiden Seiten offenen Bleirohr besteht. Wenn man es, beide Öffnungen nach oben, zunächst ins Wasser eines Gefäßes hält und dann, nachdem es sich gefühlt hat, auf geschickte Weise plötzlich umdreht, dass das eine Ende das Wasser saugt und das andere es nach außen abfließen lässt, setzt sich der Vorgang, erst einmal begonnen, aufgrund des *horror vacui* [Unterdruck-Saugkraft] schließlich ohne Unterbrechung fort [Augsburg].“³⁸

Das alles wird uns aus dem Jahr 1580 berichtet!

Kommen wir zum Kunstfleiß im Sinne des „alten Handwerks“. Montaigne wünschte sich schon von Malern und Bildhauern, aber auch von Philosophen, vor allem „Naturalisierung“, also Nähe zur Wirklichkeit und Natürlichkeit: Stilett sagt es so: „So sah er dieses Ideal nämlich im Sinne der Schönheit alles Funktionsgerechten und dem Menschen Förderlichen auf jenem Gebiet des produktiven Tätigseins weitgehend verwirklicht, das sich unter dem antiken Begriff der *téchne*³⁹ zusammenfassen lässt: Kunst als Handwerk, Kunst als Architektur, Kunst als Technik. Die Begeisterung hierfür gibt seiner Sprache eine immer größere

³⁶ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 50

³⁷ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 202

³⁸ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 81

³⁹ τέχνη = Kunst, Kunstfertigkeit, Technik, Wissen. Die Anwendung von Wissen und Wissenschaft ist eben Technik.

Konturenschärfe, wobei aber seine ästhetische Konzeption einer engstmöglichen Verflechtung von Menschen- und Naturwerk stets bestimmend bleibt.“⁴⁰ Wir haben hier eine Art Beschreibung der „alten Kunst“ vor uns, die sich von der „modernen Kunst“ wie erwähnt grundlegend unterscheidet. Montaigne ist von der Handwerkskunst begeistert und sieht in ihr keinen Gegensatz zu dem, was wir heute Technik nennen. Beides bildet damals und bei ihm noch eine vollständige Einheit. Er bestaunt bei den Villen in der Gegend von Lucca die „Säulengänge und Loggien, die ihnen zur höchsten Zierde gereichen“ genauso wie in Basel den ausgetüftelten Bratenspießwender oder die berühmte Augsburger Toranlage mit ihren raffinierten technischen Vorrichtungen.⁴¹

Mit großer Bewunderung werden die Leistungen der einzelnen Handwerke in Oberdeutschland betrachtet:

„Man verwendet zudem Unmengen an Schmiedeeisen, für dessen Bearbeitung darauf spezialisierte Kunsthandwerker tätig sind. Sie übertreffen uns hierin bei weitem. Außerdem gibt es keine noch so kleine Kirche, die nicht eine prächtige Turm- oder Sonnenuhr aufwiese. Ferner beherrschen die Leute hervorragend die Kunst der Ziegelbrennerei und -verarbeitung; daher bieten die Dächer ihrer Häuser mit den bunten und vielfältigen gemusterten Klinkern einen wunderschönen Anblick; das gleiche gilt für die Bodenfliesen in den Zimmern. Und nichts Wohlgefälligeres gibt es als ihre aus Ton gebrannten Kachelöfen. Auch verwendet man hier reichlich Tanne, und sie haben höchst geschickte Zimmerleute und Küfer. Alle Fässer sind zum Beispiel rundum mit Schnitzereien geschmückt, die meisten gefirnisst und bemalt.“⁴²

„Da sie hervorragende Eisenschmiede sind, werden fast überall die Bratspieße durch Federn oder wie bei den Uhren durch Gewichte gedreht; oder auch durch leichte und dünne Brettchen aus Tannenholz, die wie Windmühlenflügel angeordnet sind und sich in den Rauchfang der Kamine einhängen lassen. Der Luftzug versetzt sie ebenso wie der aufsteigende Rauch in eine schnelle Drehbewegung; diese überträgt sich auf den Spieß und sorgt für ein sanftes und langes Garen des Bratens – lieben sie doch allgemein das Fleisch etwas zu trocken.“⁴³ In Augsburg wird die mit Ketten und Zugmaschinen betriebene Brücken- und Toranlage bestaunt: „Das ist eine der erfindungsreichsten Anlagen, die man je zu Gesicht bekommt. Königin Elisabeth von England hat eigens einen Botschafter nach Augsburg entsandt, damit er den Rat der Stadt ersuche, ihn Einblick in die Arbeitsweise der Maschinerie nehmen zu lassen – wie es heißt, vergeblich.“⁴⁴

Gelobt werden noch die zahlreichen Brunnen: „Kein Dorf und keine Kreuzung, wo man nicht auf einen äußerst schönen trafe! ... Von Épinal [= in Lothringer Vogesen] an sahen wir selbst die kleinsten Häuser mit Glasfenstern ausgestattet; den

⁴⁰ Stilet, Hans, Im Turm und auf Tour – Essay und Reisetagebuch: Montaignes Diptychon der Selbst- und Welterfahrung, in: Montaigne, Tagebuch, a.a.O., S. 415

⁴¹ Stilet, Hans, a.a.O., S. 415 und: Montaigne, Tagebuch, a.a.O., S. 282, 42 f., 82 f

⁴² Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 40

⁴³ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 42 f

⁴⁴ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 83

herrschaftlichen Wohnungen aber gereicht das Glas innen und außen zu besonderer Zierde, da sie ganz auf die großen Scheiben hin angelegt sind, die sich in mehreren Stellungen öffnen lassen.“⁴⁵

Dieses Jahrhundert war nicht nur wohlhabend und kunstfertig. Es war auch bis zum „gemeinen Mann“ geistig äußerst rege, gedankenschwer und leidenschaftlich religiös. Doch die Gewitterwolken ziehen bereits am Horizont auf. Montaigne beobachtete mit zunehmender Abscheu die religiösen Auseinandersetzungen. In Süddeutschland fällt ihm noch höchst angenehm auf, dass sie im Gegensatz zu Frankreich unblutig ausgetragen werden.⁴⁶ Genau 37 Jahre später wurde alles ganz anders, der Dreißigjährige Krieg begann.

⁴⁵ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 40

⁴⁶ Montaigne, Tagebuch der Reise, a.a.O., S. 412

Blutiger Sommer (1636)

Tatsächlich war die frühe Neuzeit (1492 – 1618)⁴⁷ wirtschaftlich reich und geistig rege. Sie war aber auch unruhig und unzufrieden. Das zeigte schon vorher der aufrührerische Pfeifer von Niklashausen (1458 - 1476) im Taubertal, der das „gemeine Volk“ massenhaft anlockte. Er predigte die Abschaffung aller Herrschaft und aller Abgaben wie Zehnten und Zinsen. Das zeigen noch früher die Hussitenkriege (1419 – 1434). Das waren die Vorboten der Reformation. Mit dem Schwert wurden schließlich die Glaubenskämpfe ausgetragen. Ein Vorgeplänkel war in Deutschland der Schmalkaldische Krieg (1546/47). Blutig und bitter sowie machtpolitisch und gesamteuropäisch war dann der Große, der Dreißigjährige Krieg (1618 – 1648). Nur in die oberdeutschen Alpenländer konnten die Schweden und Franzosen sowie ihre deutsch-protestantischen Verbündeten nicht eindringen. Im Übrigen wurde Deutschland gründlich und grausam zerstört. Und zum Krieg kamen noch Seuchen wie die Pest. Ein besonderer Schwerpunkt war Franken, und gerade die Gegend, wo unsere Vorfahren an Main und Tauber lebten. Schauen wir in den Reisebericht des Engländers William Crowne aus dem Jahr 1636. Er gehörte zu einer Gesandtschaft des englischen Königs, die über Mainz, Prag und Linz nach Regensburg (Tagungsort des Reichstags seit 1594) zum Kaiser unterwegs war.

Das Tagebuch führte – wie zunächst auch bei Montaigne – ein Sekretär. Es ist der erst 18-jährige William Crowne. Der wichtigste Reisende war der Gesandte des englischen Königs, Thomas Lord Howard, Earl of Arundel. Einer der Auslöser des Großen Kriegs war der Pfälzer Kurfürst aus Heidelberg, Friedrich V., der Winterkönig. Er war mit der englischen Königstochter Elisabeth verheiratet, sodass England zumindest mittelbar in das große Ringen verwickelt war. Über die Pfälzer Angelegenheit sollte verhandelt werden.

Die Reisegesellschaft kam auf ihrem Rückweg von Regensburg durch Kilsheim. In dessen heutigem Ortsteil Uissigheim war damals der Lienhard II. [Leonhard] Pfründschick (* ~ 1600, urkundlich erwähnt noch 1673) Schultheiß.⁴⁸ Er ist mein elfter, direkter Vorfahr. Wie sah es dort aus? Der Sekretär Crowne hält fest:

„In der Nacht zum 17. Tage reisten wir mit einem neuen Geleit nach Bischofsheim [Tauberbischofsheim], einer im Tal gelegenen, von Hügeln umringten Stadt, die dem Bischof von Mainz gehört und durch die der Fluss Tauber fließt. Wir reisten an diesem Tag vier niederländische Meilen; einen Großteil davon durch dichtes Waldgebiet. Früh am nächsten Morgen zogen wir von dort weiter durch ein Dorf namens Kilsheim und verschiedene andere arme Dörfer, die abgebrannt und ausgeplündert waren. Wir reisten durch hügelige Waldgebiete, wo die Kroaten eine ständige Gefahr darstellten. Wir erblickten einige von ihnen, die den Wald

⁴⁷ Um es klar und einprägsam zu sagen, nenne ich für die frühe Neuzeit stets die Eckdaten 1500 und 1600. Die Historiker wählen oft 1492 (Entdeckung Amerikas) und 1618 (Ausbruch 30jähriger Krieg).

⁴⁸ Die Pfreundsckh hießen urspr. „Pfründschick“ = Pfründe-Verwalter. Zu „schicken“ (mhd.) = verwalten vgl. geschickt; er schickt sich (bayr.) = er arbeitet gut; Schickedanz = Tanzmeister, Tanzaufseher; Hammerschick = Verwalter eines Hammerwerks.

durchforsteten. Es gab 6000 oder mehr von ihnen um uns. In verschiedene Kompanien aufgeteilt, zogen sie plündernd und raubend durch die Landschaft. Diesen Tag reisten wir 5 Meilen nach Miltenberg. Eine niederländische Meile, bevor wir dort ankamen, schlugen wir den alten Weg nach Neunkirchen ein, dieser verarmten abgebrannten Stadt, die ich zuvor erwähnt hatte und die jetzt von lediglich vier oder fünf armen Menschen bewohnt wird. Am Morgen des 19. Tages schlugen wir von dort einen neuen Weg mit einem ausgewechselten Geleit ein. Wir verließen unseren alten Weg, den Main zur Rechten, und zogen entlang seines Ufers durch ein Dorf namens Heubach vorbei an einem stattlichen Bauwerk, das ebenfalls dem Bischof von Mainz gehörte. Weiter ging unsere Reise durch schrecklich zerstörte Dörfer, und nach ungefähr sechs englischen Meilen durch Flachland kamen wir bis nach Seligenstadt und dort auf unsere alte Reiseroute. Während all dieser Zeit waren wir der Gefahr von marodierenden kroatischen Banden ausgesetzt.“⁴⁹

Hier muss ich etwas einfügen, das mich seit meiner Jugend beschäftigt. In Uissigheim gibt es einen Ortsbereich, den die Einheimischen „Türkei“ nennen. Das gibt es in vielen fränkischen Orten, z. B. in Külsheim, Tauberbischofsheim, Crailsheim. Wenn ich an meine Verwandte Edeltrud Meininger schreibe, lautet ihre Anschrift Türkenstraße. Ich vermute nun, dass mit Türken die eben erwähnten Kroaten gemeint sind. Denn Kroatien war zu dieser Zeit (1566 – 1639) fast zur Hälfte türkisch, Teil des Osmanischen Reichs. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Franken den damals abschätzigen und gefürchteten Begriff „Türken“ auf die katholischen, aber grausamen Kroaten übertragen haben. Diese hätten sich damals dann in der jeweiligen „Türkei“ einquartiert und überwintert (siehe unten S. 94 f). Noch heute bedeutet „türken“, so viel wie täuschen oder fälschen. Das kommt von den Türkenkriegen. Auch der Ausdruck „du alter Schwed(e)“ ist ein Warnruf aus dem 30-jährigen Krieg, den ich in meiner Jugend oft hörte. Auch die Sprache hat ein geschichtliches Gedächtnis.

In der Zeit, als diese englische Gesandtschaft durch Tauberbischofsheim und Külsheim zog, war wie gesagt Lienhard II. Schultheiß von Uissigheim. Bei meiner Familienforschung in der Außenstelle des Generallandesarchivs im Kloster Bronnbach (Tauber) entdeckte ich eine Urkunde aus dem Jahr 1638. Sie betrifft die Gülten (Abgaben) der Uissigheimer an das Kloster Bronnbach. Der Lienhard Pfründschick hatte erfolgreich über die Senkung der Gülten verhandelt:

⁴⁹ Crowne, William, Blutiger Sommer, a.a.O., S. 74 f

Nr. 196

30-jähriger Krieg

1638

Abrechnung mit der Gemeinde Uissi. wg. ihres gelieferten (als den Drittel pro toto) des 1637. Jahres Gültkorns I
1 Heft, quart., 18 S.

Verzeichnis

Dero Güldt zu Uisigheimb pro Anno 1637 ist mit Consens Ihr Gnaden Herren Prälaten mit den Uisigheimer gehandelt und abgeredt worden, das(s) Jeder an seinen 37 jahr's völligen schuldigkeit 1/3 nebens den Zinsen erlegen soll; die anderen 2/3 ihnen auf gnaden erlassen wordten, maßen dan auch als volgens geschehen. Actum den 4. Jan:

Anno 1638

Lienhardt Pfreündschick [Name sehr klar und deutlich geschrieben]
Schultheiß

[es folgen die einzelnen Namen mit Angaben über die Abgaben (Korn, Haber, Zins)]

Der Abt hatte also wegen der Kriegsnot den Uissigheimern zwei Drittel ihrer Abgaben erlassen. „Unterm Krummstab ist gut leben“, war ein geflügeltes Wort.

Der Landesherr unserer Vorfahren war viele Jahrhunderte (bis 1803) der Kurfürst und Erzbischof von Mainz. Die englische Gesandtschaft ist durch diese Stadt gekommen. Schon auf der Hinreise zum Kaiser berichtet der Sekretär Crowne:

„Schließlich erreichten wir Mainz, eine große Stadt, die sich nahe am Rhein auf der rechten Seite befindet. Gegenüber ankerten wir und blieben an Bord des Schiffes, weil es nichts in der Stadt gab, was uns anzog, seit sie vom König von Schweden eingenommen und völlig zerstört worden war. Dort war der König von Böhmen in einem schönen Eckhaus am Flussufer verstorben [= Friedrich V. von der Pfalz, der Winterkönig von Böhmen]. Die Menschen waren hier ebenfalls fast verhungert, und die, die die anderen vorher unterstützen konnten, baten nun demütig selbst darum, unterstützt zu werden. Nach dem Abendessen bekamen sie alle am Schiff ein Almosen. Doch als sie dessen gewahr wurden, rangen sie so heftig miteinander, dass einige von ihnen in den Rhein fielen und dabei fast ertrunken wären. ... Von Köln bis Frankfurt waren alle Städte, Dörfer und Schlösser geschleift, ausgeplündert oder niedergebrannt. An jedem Ort, wo wir am Rhein angelegt hatten, waren wir an Bord geblieben, wobei wir abwechselnd Wache hielten.“⁵⁰

Zu Reisegesellschaft gehörte auch der Wenzel Hollar (1607 – 1677). Er war ein Schüler von Matthäus Merian d. Ä. (1583 – 1650), der mit seinen vielen Kupferstichen uns zeigt, wie Deutschland vor dem Großen Krieg aussah. Noch einmal erblicken wir auf den gestochen scharfen Abbildungen die alte Herrlichkeit blühender (florentissimae) Städte, Dörfer und Landschaften. Wir können sagen, uns wurden so fotografisch genau die Ansichten erhalten und überliefert. Lebenslang habe ich mir immer wieder diese Bilder angeschaut und bewundert. Am Merian-Stich

⁵⁰ Crowne, William, Blutiger Sommer, a.a.O., S. 31 f

von Heidelberg konnte ich mir die naturgetreue Darstellung verdeutlichen. Da mir ein großer Merian-Stich zu teuer war, habe ich mir einen von Wenzel Hollar gekauft. Er zeigt, dass Hollar den Stich von Merian genau „abgekupfert“ hat. Mich stört das nicht.

In der Einführung zum Reisebericht „Blutiger Sommer“ schreiben die Herausgeber Alexander Ritter und Rüdiger Keil:

„Um zu verstehen, was Arundel [Lord Howard, der engl. Gesandte] in das vom Krieg und Seuchen gepeinigte Reichsgebiet führte, darf nicht unerwähnt bleiben, dass derartige „Kavaliersreisen“ auch während des Dreißigjährigen Krieges für Angehörige des Hochadels nicht ungewöhnlich waren. Trotz des andauernden Kriegszustandes eilte zumindest den größeren Städten des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation der Ruf voraus, reich an Kunst und Kultur und damit kulturgeschichtlich außerordentlich bedeutsam zu sein.“⁵¹

Der Krieg war auch eine Zeit großen Kunstraubs und -verlustes:

„Nicht wenige Exemplare der damals noch vollständigen Sammlung [= der Kunst- und Wunderkammer Kaiser Rudolfs II. im Prager Hradschin], die im weiteren Verlauf des Dreißigjährigen Krieges geraubt wurden, lassen sich auf diese Weise identifizieren – etwa der gegen Ende des Krieges von den Schweden beschlagnahmte und heute in der königlichen Bibliothek zu Stockholm befindliche Codex Gigas. Die Gefährdung dieser und anderer Sammlungen durch den andauernden Kriegszustand wird dem kunstsinnigen Earl of Arundel wohl bewusst gewesen sein. So nutzte er seine Mission auch, um selbst Kunstgegenstände für seine Sammlung zu erwerben. Dieses von vielen Zeitgenossen geteilte Bewusstsein, Deutschland stehe nach inzwischen fast 20 Jahren Krieg am Abgrund völliger Zerstörung, mag einer der Gründe dafür gewesen sein, die Reise so genau dokumentieren zu lassen. Denn Crownes Reisebericht und Hollars Zeichnungen halten den damaligen Zustand vieler Orte, Schlösser und Kirchen oft bis in architektonische Details hinein fest. Diese Informationen sind für baugeschichtliche Rekonstruktionsversuche von außerordentlichem Wert und bis heute noch nicht umfassend wissenschaftlich ausgewertet.“⁵²

Mit den Kaiserlichen kamen erstmals im Jahr 1631 die gefürchteten Kroaten nach Franken. Ihr Feldmarschall Tilly beschlagnahmte in Hochhausen (Tauber) das stattliche Elternhaus des eben genannten Schuldheiß Lienhard II. Sein Vater Lienhard I. hatte es 1612 erbaut, wie am Fachwerkeck zu lesen ist. Es ist der „Engel“ in Hochhausen, den ihr aus unserer Familiengeschichte gut kennt. Dort bezog Tilly Quartier. Er schrieb am 3. November 1631 seinem Landesherren, dem Herzog, seit 1623 Kurfürst Maximilian von Bayern einen Brief, in dem es auszugsweise heißt:

„Seit drei Tagen befinde ich mich hier mit meinen Leuten und Seiner Durchlaucht, des Herzogs von Lothringen. Ich kann nicht von der Stelle, denn meine armen Soldaten sind nackt und sterben vor Hunger; überdies ist schlechte Witterung eingetreten und hat so grimmig gehaust, dass die Regimenter wie Schnee zusammenschmelzen. Die Armee ist dermaßen verwundet, dass es unmöglich ist, länger zu widerstehen. Darum habe ich mit den Generalen Seiner Durchlaucht des Herzogs von Lothringen, jener

⁵¹ Ritter-Keil, in: Crowne, William, Blutiger Sommer, a.a.O., S. 11 (Vorwort der Herausgeber)

⁵² Ritter-Keil, in: Crowne, William, Blutiger Sommer, a.a.O., S. 11 (Vorwort der Herausgeber)

Seiner kaiserlichen Majestät und deren Euer Durchlaucht Kriegsrat gehalten, wobei wir die Notwendigkeit erkannt, alle meine Truppen in das Oberland zu führen, wo sie etwas besser gedeckt sind. Sie bedürfen Kleidung, Nahrung und Erholung, wenn man sie vor einem gänzlichen Verderben erretten will.“⁵³

(Eine Fotokopie dieses fünf Seiten langen Schreibens von Tilly aus dem „Engel“ hat mir der Heimatforscher und Direktor des Ganztagsgymnasiums Osterburken, Dr. Elmar Weiß, geschenkt. Es ist teilweise verschlüsselt und die Entschlüsselung am Briefrand ist für mich nicht entzifferbar.)

Wenn es den Soldaten schon so elend ging, wie viel schlimmer muss es für unsere Vorfahren gewesen sein.

Tilly hatte schon am 19.09.1622 das calvinistische Heidelberg erobert. Der Papst verlangte für seine Hilfgelder nur, dass die berühmte Bibliotheca Palatina [Pfälzer Bibliothek] mit rund 3.500 Handschriften nach Rom gebracht werde. Die Bücher wurden in Fässer eingeschlagen und auf Eselsrücken für immer über die Alpen nach Rom verfrachtet.

Auch die örtlichen Chronisten aus dem Taubertal erzählen uns aus dieser Zeit. Sie werden den Heimatsbüchern zitiert. Aus Hundheim, dem Nachbarort von Uissigheim und ebenfalls ein Ortsteil von Kilsheim, berichtet eine zeitgenössische Quelle:

„Wie an anderen Orten die guten Leute jämmerlich gepeinigt, Weiber und Töchter misshandelt, sonst greulich gehaust wurde durch Rationierung und Hinwegnahme der Pferde, des Viehs, die Flecken aufs äußerste ruiniert und mit Brand verderbt worden, wird man leider nur zu viel vernehmen ...“⁵⁴

Aus Uissigheim wird berichtet:

„Anno 1644 sind der Rittmeister Thumb und Rittmeister Lappier mit ihren Truppen den ganzen Winter über im Flecken [= Uissigheim] gelegen, dass kein Mensch im Dorf kennen [können] hausen oder wohnen, dieselbe die Pfarrscheuer, welche ganz baufällig, aus Mangel des Holzes niedergedrückt, neben noch etlichen Häusern, welche noch bis dato hätten stehen können.“⁵⁵

Die Menschen haben „Gras und andere ungewöhnliche Sachen“ gegessen. Bis heute hat sich in Uissigheim die Überlieferung erhalten, dass sich die Uissigheimer im Dreißigjährigen Krieg in den abgelegenen Höhlen am bewaldeten Berghang gegen Gamburg (Tauber) in der „Bettelmannsküche“ versteckt hätten.⁵⁶

⁵³ Signatur: BayHStA [Bayerisches Haupt- und Staatsarchiv], Kurbayern Äuß. Archiv 2396, hier zitiert nach Lauf, Helmut, Uissigheim im Spiegel seiner 1200jährigen Geschichte, Uissigheim 1966, S. 83 f

⁵⁴ Zitiert nach: Lauf, Helmut, Uissigheim, a.a.O., S. 85

⁵⁵ Bericht der Gemeinde Uissigheim vom 01.09.1684 im GLAK [Generallandesarchiv Karlsruhe] 229/106 982, Nr. 134; zitiert nach Lauf, Helmut, Uissigheim, a.a.O., S. 86

⁵⁶ So auch Lauf, Helmut, Uissigheim, a.a.O., S. 85

Doch das alles war noch nicht genug des Elends. Die Truppen schleppten Seuchen ein. 1635 starben an der „Roten Ruhr“ 106 Menschen allein in Hochhausen, und 1636 vernichtete die Pest ganze Ortschaften.⁵⁷ Endlich kam es 1648 in Münster und Osnabrück zum Westfälischen Frieden. Die Bevölkerungsverluste waren örtlich sehr unterschiedlich. Vorsichtig schätzt sie Buchholz für das Deutsche Reich auf 25% (1600: 15 Mio., dann 1650 10 Mio. und 1700 wieder 15 Mio.).⁵⁸ In Franken und der Kurpfalz sollen die Verluste bei 50 bis 70% gelegen haben.⁵⁹ In den deutschen Alpenländern gab es keine, in Nordwestdeutschland wenig Bevölkerungsverluste.

Erst um 1700 hatte sich das Land einigermaßen von den Wunden des großen Krieges erholt. Das konnte ich recht gut als Baubürgermeister von Wertheim feststellen. In Dertingen, einem Ortsteil von Wertheim, wurde eine erste und geradezu mustergültige Dorfentwicklungsmaßnahme des Landes Baden-Württemberg durchgeführt. Die Untersuchungen zeigten, dass das Dorf um 1700 wieder schöne Hofreiten hatte und in jedem Gehöft eine Familie wohnte. Der alte Ortsetter des Weindorfs war wieder mit Bauernfamilien bevölkert. Gut war auch die weitere Entwicklung zu erkennen. Im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert wurden in die Hofreiten immer mehr Wohnungen eingebaut. Nicht mehr eine, sondern zwei, drei oder gar mehr Familien wohnten nun dicht gedrängt in einem fränkischen Bauerngehöft. Das hing mit der fränkischen Realteilung zusammen, wonach beim Erbfall Hof und Äcker unter allen Kindern geteilt wurden (salisches Erbrecht).

Doch nach dem Zweiten Weltkrieg war das den Leuten nicht mehr gut genug. Jetzt, ab den 1950er Jahren entstanden vor dem Dorf die Neubausiedlungen, erst für die Heimatvertriebenen, dann für alle. Allmählich wollte niemand mehr im alten Dorfkern wohnen. Nur noch Arme und Alte blieben zurück. Das Dorf drohte im Innern zu veröden. Hier setzte die Dorfentwicklung ein. (Den Vater der Dorfentwicklung in Baden-Württemberg, den Ministerialrat Zillenbiller, habe ich im Melu⁶⁰ persönlich kennengelernt.) Die Gehöfte wurden entkernt und der alte ansehnliche Baustil wieder hervorgeholt. Eine Hofreite gehörte wieder einer Familie. Die Anwesen stiegen in der Achtung und im Wert. Sogar der ein oder andere Auswärtige, zum Beispiel ein Flugkapitän aus Frankfurt, zogen ein. Die Gassen und öffentlichen Plätze, die Brunnen und das Rathaus wurden gepflegt hergerichtet und umgestaltet. An vielen Stellen und vor den Häusern wurden von der Gemeinde Blumenbeete angelegt; die Hauseigentümer übernahmen die weitere Pflege. Der zuständige Landrat Rühl meinte sogar, es sei zu viel des Guten, weil das Dorf so früher nie ausgesehen habe.

⁵⁷ Lauf, Otto, Uissigheim, a.a.O., S. 85

⁵⁸ Buchholz, Ernst, Raum und Bevölkerung in der Weltgeschichte, Bevölkerungs-Pöltz, Bd. 3, Vom Mittelalter zur Neuzeit, Würzburg 1966, S.46

⁵⁹ Schmidt, Georg, Der Dreißigjährige Krieg, München 2010, S. 91 f; Schormann, Gerhard, Der Dreißigjährige Krieg, Göttingen 1985, S. 119 f – Einzelangaben: www.teachsam.de/geschichte: Im Herzogtum Württemberg, das 1618 etwa 400.000 Einwohner gehabt haben soll, leben 1648 nur noch 50.000 Menschen. In der Grafschaft Henneberg (Franken) verminderte sich die Einwohnerzahl von 60.000 auf 16.000. In Frankenthal (Pfalz) gab es von ehemals 18.000 Menschen nur noch 324.

⁶⁰ Melu = Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Umwelt

Doch ich bin der Meinung, dass das Alte nur dann eine Zukunft hat, wenn es auch den Bedürfnissen der heutigen Zeit genügt; kunstvoller ist das Alte meist sowieso.

Inzwischen sind Stadtentwicklung und Dorferneuerung erlahmt. Das Geld fehlt. Durch den Geburtenrückgang und die Wegzüge drohen fast überall, nicht nur in Franken, die Dörfer auszusterben. Wieder stehen im Ortskern wie zum Beispiel in Uissigheim immer mehr Häuser leer. Die Zukunft der Dörfer ist nicht gesichert. {Bei meiner Zeit als Baubürgermeister werden wir darauf zurückkommen. Wir müssen nach Lösungen für eine bessere Zukunft suchen.}

Wenn wir die Zeit von 1600 – 1700 mit Abstand betrachten, dann ist die wirtschaftliche und wissenschaftliche, die kulturelle und geistige Leistung Deutschlands für rund ein Jahrhundert ausgefallen. Das war ein Verlust für ganz Europa. Aus meiner Sicht und auch noch aus der Sicht meiner Geschichtslehrer hat sich Deutschland vom Dreißigjährigen Krieg nie ganz erholt. Und das gilt nicht nur für die Bauwerke, wie mir der Landeskonservator Schubert erklärte. Auch die Bestimmungen des Westfälischen Friedens wirkten bis ins 19. und 20. Jahrhundert. Deutschland wurde zur verspäteten Nation; das werden wir gleich besprechen.

Es war ein großer Fehler, dass sich Europa jahrhundertlang selbst zerfleischt hat. Inzwischen sind wir seit 1989 in einen neuen Abschnitt der Weltgeschichte eingetreten.⁶¹ Was sich in der frühen Neuzeit in der Europa abspielte, nämlich die Entstehung der Nationalstaaten als neue Kraftzentren, das können wir auf vergleichbare Weise heute in der Welt beobachten. Wir sehen mit China und Indien, mit Südamerika und der islamischen Welt neue Mächte oder Machtblöcke entstehen. Die große außenpolitische Aufgabe wird sein, dass diese Mächte des kommenden Jahrhunderts den Ausgleich finden und nicht den Krieg suchen. „Heilige Kriege“, aber auch Kriege aus Machtpolitik oder wirtschaftlicher Habgier sollten der Menschheit erspart bleiben. Alle verlieren dabei. Das hieße dann, aus der Geschichte zu lernen. – Kehren wir wieder zurück in die frühe Neuzeit.

Die Einheit des Glaubens zerbricht

(weiter im Buch „4.1 Die Geschichte“, S. 197)

⁶¹ Dazu meinen Aufsatz „Jahrtausendwende! Zeitenwende?“ in „Politische Studien“ der Hanns Seidel Stiftung, Heft 369, Jan./Feb. 2000 – zu finden auch: www.pfreunds Schuh-heidelberg.de